

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

herausgegeben von
ROBERT DAMME, JÜRGEN MACHA
und
GUNTER MÜLLER

Band 43
2003



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Instituts für Deutsche Philologie I, Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur, der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Universität Münster, Institut für Deutsche Philologie I,
Abt. Sprachwissenschaft, Johannisstraße 1–4, 48143 Münster,
E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. GUNTER MÜLLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster, E-Mail: gu.mueller@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co., Münster

© 2003 by Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion.

Druck und Buchbinderei: Aschendorff Medien GmbH & Co. KG, Druckhaus, Münster, 2003

ISSN 0078–0545

Von *Beschrivinge* bis *Wibbelt*

Felder niederdeutscher Forschung

Festgabe für Hans Taubken
zum 60. Geburtstag
am 8. September 2003

herausgegeben von
Robert Damme, Jürgen Macha und Gunter Müller

Inhalt des 43. Bandes (2003)

Vorwort	1
Siegfried Kessemeier: Rottendorf-Preis für niederdeutsche Sprache 2002. Laudatio auf Hans Taubken	3
Amand Berteloot: Mittelniederländisch <i>staen(de) bliven</i>	7
Jürgen Macha: Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax	25
Jan Goossens: Im limburgischen Vorfeld der zweiten Lautverschiebung	37
Werner Beckmann: Einwirkung des <i>d</i> -Rhotazismus auf die Verbalflexion in der sauerländischen Mundart von Eslohe-Cobbenrode	57
Robert Dammme: Zum Dativ des Substantivs in den westfälischen Mundarten	71
Sabine Jordan – Christian Fischer: Zur Diminutivbildung im Westfälischen	85
Gunter Müller: Zur Toponymisierung des Diminutivs in Westfalen	99
Ludger Kremer: <i>Pinnaokel – Pinnörkel – Pinnorek</i> . Ein lateinisch- niederländisches Lehnwort im Rheinland und in Westfalen	107
Hermann Niebaum: <i>Postea vero in huius urbis dialectum [...] Vestphaliae [...], sensim sensimque tantam exercuit vim atque efficaciam [...]</i> . Zu einer frühen Auffassung über den Einfluß des Westfälischen auf das (Stadt)Groningische	115
Stephan Elspaß – Markus Denkler: Regionale Umgangssprache in Briefen westfälischer Amerikauswanderer	131
Dietrich Hartmann: Lexische Variation zwischen Standardsprache und regionalen Umgangssprachen im Deutschen aus sprachinterner Sicht: Das Wortfeld der Verben der Fortbewegung	165
Ulrich Scheuermann: „Plattdeutsche Sprichwörter u. Redensarten nach dem Alphabeth geordnet“. Eine handschriftliche Sammlung aus Ostfriesland	181
Elisabeth Piirainen: <i>Es ist noch nicht im Topf, wo's kocht</i> . Zu Idiomen aus dem Raum der ehemaligen DDR	203
Ruth Schmidt-Wiegand: <i>musdel</i> und <i>herwede</i> in der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels	221

Ludwig Remling: Die ältesten Gildeprivilegien der Schneider, Schuhmacher und Bäcker in Lingen (Ems)	235
Rudolf A. Ebeling: Ostfriesland im Jahre 1719. Anmerkungen zu einer rezent erschienenen Quellenausgabe	247
Jan Wirrer: „Dat Negere rägelt dat Gesetz.“ Anmerkungen zur nieder- deutschen Übersetzung der Verfassung von Mecklenburg-Vorpommern	253
Heinz Eickmans: Dialekt als Problem des Literaturübersetzens. Grundsätzliche Überlegungen anhand eines Fallbeispiels aus Cees Nootebooms Roman „Rituale“	271
Hartmut Freytag: Das Redentiner Osterspiel als Textzeuge des Lübecker Totentanzes	287
Volker Honemann: Eine Stralsunder Schiffspilgerfahrt nach Santiago de Compostela im Jahre 1506 in Gert Dröges Lebensbeschreibung des Stralsunder Bürgermeisters Franz Wessel	291
Friedel Helga Roolfs: Zwei Bücher unausbleiblicher Erinnerungen: Reuters „Ut mine Festungstid“ und Dostojewskijs „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“	301
Jan B. Berns: Augustin Wibbelt und seine niederländischen Übersetzer	315
Ulrich Weber: „zu schriftstellerischer Tätigkeit nicht zugelassen“. Augustin Wibbelt: Verbotener Schriftsteller oder Mitglied der Reichsschrifttumskammer?	319
Dieter Möhn: Sprachbegegnungen in der Literatur. Variationsbezogene Strategien bei Josef Winckler	337
Walter Gödden: Zeichen an der Wand. Visuelle Poesie von Siegfried Kessemeier und Heinrich Schürmann im Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck	351
Irmgard Simon: <i>Spökenkieker – Spökeding – Füerbedriif</i> . Wörter, Zitate, Redewendungen zum Phänomen ‚Vorgeschichte‘ (Zweites Gesicht) und zu andern gespenstischen Erscheinungen	369
Dorothea Raspe: Veröffentlichungen von Hans Taubken	387

Sprachbegegnungen in der Literatur

Variationsbezogene Strategien bei Josef Winckler

1. Alltagswirklichkeit und literarische Teilwelten

Seit langem besteht Einigkeit darüber, dass essenzielle Unterschiede zum Alltag vorhanden sein müssen, um von eigentlicher Literatur sprechen zu können. Zwischen beobacht- und protokollierbarem Alltag und der literarischen Kunst steht die kreative Arbeit des Autors. Dessen mögliche Aktivitäten bei der Formung seines Stoffes und der Distanzierung vom Alltag lassen sich als ein Bündel von ineinandergreifenden Einzelmaßnahmen feststellen. Hierzu gehören beispielsweise Übertreibung und Komprimierung, Simulierung und Ästhetisierung. MICHEL (1978) S. 45f. benennt als Merkmale des ästhetischen Sprachgebrauchs Fiktionalität, Polysemie, Konnotation und Deautomatisierung und hebt die besondere künstlerische Kodierung der Wirklichkeit hervor. Bei alledem ist wichtig, wenn nicht gar entscheidend, auf welche sprachlichen Ausgangsdaten der jeweilige Autor in seiner Zeit zurückgreifen kann. Für einen Literaten des letzten Jahrhunderts stellte sich der sprachliche Alltag aufgrund von eigener Wahr-

mediale Differenzierung	sprechen, schreiben, telefonieren faxen	gesprochene / geschriebene Sprache
regionale Differenzierung	Plattdeutsch, Hessisch, Bayerisch, Fränkisch ...	Regiolekte, regionale Umgangssprachen, Dialekte
soziale Differenzierung	Jugendsprache(n), Fachsprachen, Sondersprachen, Schicht-/Klassensprachen	Gruppensprachen, Soziolekte
stilistische Differenzierung	erhöht, normal, umgangssprachlich-salopp	Stile, Stilhöhen
individuelle Differenzierung	Sprecher, -in A, B, C ...	Idiolekte

Im zeitlichen Längsschnitt

diachrone Differenzierung	Ahd., Mhd., Nhd., Frühnhd., Gegenwartsdeutsch	Epochen-, Perioden- Stadiensprache
---------------------------	--	---------------------------------------

Abb. 1: Heterogenität der sprachlichen Wirklichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt

nehmung und zur Verfügung stehenden Forschungsergebnissen als ein Gemenge verschiedener Varietäten dar, wobei im niederdeutschen Sprachgebiet dem gleichzeitigen Angebot von niederdeutsch und hochdeutsch fundierten Varietäten ein besonderer Wahlmodus zukommt. Dieser wird wesentlich durch das Anliegen des jeweiligen Autors und, in engem Zusammenhang, durch seine sprachlichen Lebenserfahrungen vorgegeben. Systematisch lassen sich zwei Ausgangskonstellationen unterscheiden. Zum einen ist es die für einen bestimmten Zeitpunkt, auch mit Unterstützung der Wissenschaft, ermittelte Sprachsituation. Zur Charakteristik tragen verschiedene auf die Heterogenität gerichtete Parameter bei (vgl. Abb. 1).

Die zweite Ausgangskonstellation betrifft die persönliche Arbeitssituation des jeweiligen Autors, die aus seiner Biographie, seinen metasprachlichen Bemerkungen, seinen Werken und deren Analyse rekonstruiert werden kann. Aus der im Werk realisierten und damit objektivierbaren Inanspruchnahme der zur Verfügung stehenden Sprachinformation kann nicht nur auf die Qualität der werkspezifischen Literatursprache geschlossen werden; gleichzeitig gestattet sie Annahmen, zu welchem Zweck einzelne Varietäten gezielt genutzt worden sind, wenn sie nebeneinander im selben Werk vorkommen.

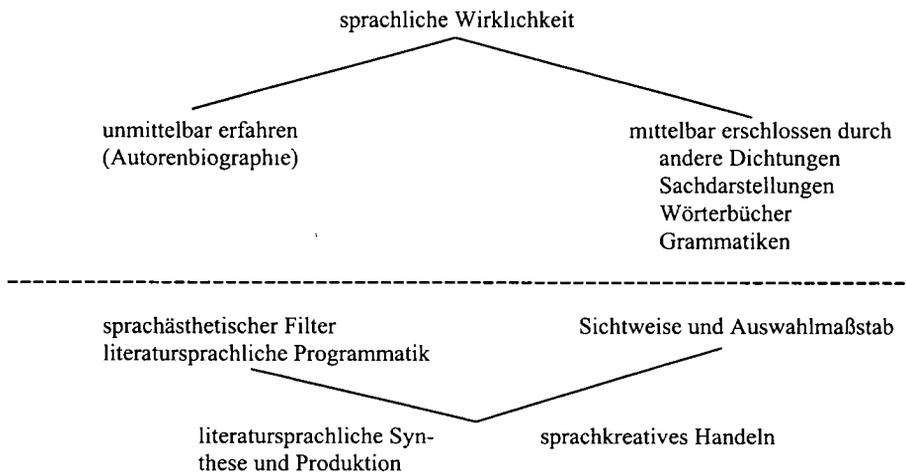


Abb. 2: Autoren mit ihren sprachproduktiven Voraussetzungen

2. Das Beispiel Josef Winckler

Gerade der für den Literaturwissenschaftler durchaus anspruchsvolle Fall, dass ein Autor mehrere Ausgangsvarietäten im selben Werk nutzt und literatursprachlich umsetzt, scheint nicht allzu oft der Anlass für eine tiefergehende Analyse gewesen zu sein.

Die schon routinemäßige Erwähnung der „Revolutionsszene“ in Thomas Manns „Buddenbrooks“ ist kein Gegenargument. Detailanalysen, wie sie unlängst Barbara SCHEUERMANN (1998, 2000) vorgelegt hat, sind deutlich die Ausnahme geblieben. Dabei bietet sich bei genauem Lesen eine ganze Fülle von Autoren und Werken an, aus den letzten beiden Jahrhunderten bis hin zur Gegenwart, die Aufschluss darüber geben könnten, wie Niederdeutsch und Hochdeutsch in literatursprachlichem Kontrast nebeneinander verwendet worden sind. Vielleicht hat sich hier auch ein literarisches „Reinheitsgebot“ als Hindernis ausgewirkt, wenn die Definition „Niederdeutsche Literatur ist Literatur in niederdeutscher Sprache“ jeweils für das gesamte literarische Produkt gelten soll und somit als Ausschlusskriterium fungiert. Das mag erklären, dass in Darstellungen der niederdeutschen Literatur solche „Mischerzeugnisse“ nebst ihren Autoren kaum begegnen. Namen wie Uwe Johnson oder Walter Kempowski sucht man in Darstellungen zur niederdeutschen Literaturgeschichte meist vergebens, wengleich zumindest Autoren der jüngeren Generation das Ausgangsproblem thematisiert und daraus die Konsequenzen gezogen haben. „Heute ist jedenfalls von der Zweisprachigkeit des niederdeutschen Raumes auszugehen, wobei Hochsprache und Mundart eigentlich nicht als zwei verschiedene Sprachen zu werten sind, sondern als einander ergänzende Teile eines umfassenden Sprachganzen, die je nach zu bewältigender Lebens-Situation eingesetzt werden. Aus diesen Gegebenheiten ist zu folgern, daß der Schriftsteller sich heute nicht mehr mit der Mundart begnügen kann, wenn er den ganzen Menschen in seinen komplexen Lebens-Situationen zur Sprache bringen will“ (Norbert JOHANNIMLOH, in: *Niederdeutsch heute* [1976] S. 122).

Zu den Autoren, die in Darstellungen der niederdeutschen Literatur nicht auftauchen, gehört auch Josef Winckler (1881-1966). Das ist allein schon deshalb erstaunlich, weil seinem bekanntesten Werk „Der tolle Bomberg“ der Untertitel „Ein westfälischer Schelmenroman“ beigegeben ist und in darauf gerichteten Interpretationen die „Spezifika des westfälischen Idioms“ (*Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Bd. 17, S. 742) eine Rolle spielen. Mit der Fokussierung „westfälisch“ ist ein Stichwort gefunden, das sich in besonderer Weise eignet, Selbstverständnis, Strategien des Autors und die davon keineswegs abgelöste Werkrezeption ermitteln und verstehen zu können. In diesem Zusammenhang ist die publizierte Auswahl aus dem Briefwechsel des Autors (DELSEIT [1995]) von besonderem Wert. Daraus zunächst einige Positionsbestimmungen Wincklers:

„Stehe ich nun mit Ihnen zusammen als Westfale – ich bin in Westfalen sehr bekannt und verfüge dort über die besten Beziehungen – so würden wir ein durchaus neues wesenverwandtes Gesicht bilden und zum ersten Mal seit der Droste unsern niedersächsischen Landstrich repräsentieren! Diese Einstellung erscheint wichtiger als man zunächst wohl glauben mag. Abgesehen davon, daß eine starke neue Literaturbetrachtung gerade das Landsmännige, Volksstämmige in der unübersehbaren Fülle der Schriftsteller mit Nachdruck hervorhebt und so einen ungemein reizvollen, vom Zufälligen äußerer Gruppierungen gereinigten Maß-Stab zu gewinnen sucht, sind auch jene Imponderabilien bodenständigen

Heimatstolzes und damit liebevolleren Eingehens auf ihre Dichter nicht zu unterschätzen“ (6.10.1922 an Adolf von Hatzfeld; S. 225f.).

„Die Kindheit [Arbeitstitel für das 1925 als „Pumpnickel“ erschienene Buch; D. M.] ist eigentlich schon fertig seit 1 1/2 Monaten, aber ich mußte den ganzen Geruch der Heimat nochmals atmen und darüber strömen. Bei aller poetischen Stille, bei aller Traumversunkenheit – im Gegensatz zum Bomberg – erfüllt dies Buch doch ein gewaltiges hintergründiges Leben; jedenfalls besteht ein ähnliches Westfalenbuch überhaupt noch nicht. Es mündet gewitterhaft aus in Politik, Industrie, Weltumwälzung“ (16.11.1924 an Gustav Kilpper; S. 244f.).

„Aus der Presse ersah ich, daß die Neuernennungen zur Dichterakademie inzwischen abgeschlossen wurden. Ich konnte nach dem Besuch bei Ihnen mich nicht näher mehr darum kümmern, da ich zu Vorträgen nach Süddeutschland und zur Schweiz mußte. Nun berührt es mich doch äußerst schmerzlich, nachdem ich vierzehn Jahre gegen die internationale pazifistische Literaturclique ankämpfte und auf der ganzen Linie mit meinen vom Volk her gestalteten Büchern siegte, wie nur noch Grimm eine Auflagenhöhe nachzuweisen hat, schließlich von der nationalen Regierung doch nicht anerkannt zu sein! Ich weiß nicht, wie ein deutscher Dichter sich überzeugender hätte legitimieren können, der ich heut der Repräsentant des westfälischen Lebensraumes bin?“ (20.5.1933 an Hanns Johst; S. 321f.).

„[...] da hätte ich an Deiner Stelle geantwortet: ‚Till Eulenspiegel ist zuerst als unzüchtig sogar verboten worden und gegen Münchhausen hat sich ein ganzer literarischer Feldzug erhoben, aber beide Werke gehören längst zum unverlierbaren Bestand der deutschen Literatur. Genau so hat der Bomberg mit 200000 Auflagen sich legitimiert wie bisher überhaupt kein Roman eines andern Westfalen und er ist ein vollsaftiger Kerl, an dem das Volk seine Freude hat! Und wenn jemand geholfen hat, das schwarze Münsterland frei zu machen von pfäffischer Bevormundung und damit auch für den Nationalsozialismus in der Hochburg des Zentrums den Umschwung mitbegünstigte, so ist das von allen Westfalenbüchern dieser Bomberg gewesen, der nach hundert Zeitungskritiken dort die Luft gereinigt hat!‘“ (13.7.1933 an Heinrich Lersch; S. 325).

Ein Zwischenfazit aufgrund der Briefzeugnisse kann nur lauten, dass Winckler Stoff und Sprachwahl zielorientiert gesucht und betrieben hat. Dieses Literaturprogramm zeigt den Autor in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg; seine vorweg erschienenen Arbeiten wie die Industriedichtung („Eiserne Sonette“) und die begeisterte, unkritische Kriegsliteratur folgten anderen Zielen, bei denen das regionalsprachliche Plattdeutsch keine Rolle spielte. Die sprachlich manifeste Neuorientierung des Autors ist keineswegs exklusiv; Winckler ordnet sich hiermit ein in eine Gemeinschaft von Schriftstellern, denen bei aller inneren Differenzierung ein national-konservativer Zug eignete, der sich nicht zuletzt an den regionalen Exempeln zu erweisen hatte. Dafür bietet die Briefsammlung nicht nur hinsichtlich der Selbsteinschätzung des Autors („Nachdem ich 20 Jahre gegen Asphalt und Modeclique aus dem Volkhaften meines Ursprungs her ankämpfte und

mich durchsetzte, sodaß ich heut der Repräsentant des westfälischen Lebensraums bin und jetzt, gerade jetzt, in der Stunde nationaler Selbstbesinnung übergangen werde, abgeschoben zu den Asphaltlingen, den Literaten, den Wurzellosen, das darf mit Recht mich empören!“ [13.5.1933 an Wilhelm Schäfer; S. 320f.] eine Fülle von Belegen. Gleiches gilt für eine bestimmte Wahl der Briefpartner, zu denen Hans Friedrich Blunck („Ich habe nun für mein literarisches Schaffen als Kenner Dich namhaft gemacht“) gehörte. Wie sehr ein derartiges literarisches Wirken mit der Akzeptanz nationalsozialistischer Kulturpolitik rechnen konnte, erhellt eine Episode, in der genau die so oft propagierte Repräsentanz des „schöpferischen Westfalentums“ für Winckler in Frage gezogen wurde. Den Anlass gab der Wiederabdruck seines Aufsatzes „Wat stött he mi“ in der „Niederdeutschen Welt“ (September 1935); daraufhin folgte in der „Westfälischen Landeszeitung – Rote Erde“ (13.10.1935; Abdruck bei DELSEIT [1995] S. 541-543) der Artikel „Westfälisch‘ als Attrappe. Endgültige Abrechnung mit Josef Winckler“. Der Verfasser Günther Stöve, an dessen Konformität mit der zeitbestimmenden menschenverachtenden Ideologie der Nationalsozialisten keine Zweifel erlaubt sind, nutzt in infamer Weise den Tatbestand, dass Wincklers Frau, Adele Gideon, Jüdin ist. Daraus wird gefolgert, dass alle westfälischen Anteile in Wincklers Werk nur genutzt seien, um sich in Szene zu setzen, aber keineswegs das „Westfalentum“ vertreten würden:

„Mit wirklichem Westfalentum hat sein Wortgemauschel nichts zu tun; aber mit einer geradezu ans Jüdische gemahnenden Frechheit um so mehr. [...] Winckler aber – mag er noch so viel von Vorvätern, Müttern oder Spökenkiekern schreiben – hat seine Heimat nicht nur vergessen, macht sie nicht nur verächtlich, sondern verriet sie schlechterdings und ihr Blut. Es verträgt sich übel, wenn man in jeder Zeit prunkend von den westfälischen Ahnen redet, aber die Jüdin Adele Gideon [*sic*] zur Frau hat! Leider scheint diese Tatsache noch nicht bekannt genug, sonst hätte man ihn in der erwähnten Zeitschrift wohl nicht so in den Vordergrund gestellt [...]“ (DELSEIT [1995] S. 542).

Die Reaktionen Wincklers waren multiadressiert und bestätigten zunächst einmal sein Programm als „westfälischer Künstler“. Was in der Rückschau schwerer wiegt, sind offensichtliche Versuche, mit der Rechtfertigung Argumente zu verknüpfen, die auf dieselbe nationalsozialistische Ideologiebasis zielen, auf die Stöves Artikel in der Westfälischen Landeszeitung Bezug genommen hatte: „Auch hier gehen also sämtliche Anwürfe von falschen Voraussetzungen aus – es kann kein ‚jüdisches Gemauschel‘ sein, was als repräsentativer Leitartikel just in jener Zeitschrift erschien, die scharfer antisemitischer Haltung ist! [...] Ich schrieb den Aufsatz, als man gegen die Literaturcliquen damals das Stammeseigentümliche erst noch entdecken mußte [...] Mit Westfalengruß!“ (19.10.1935 an Karl Wagenfeld; S. 358ff.). „Ich habe nicht verdient, der ich gegen die jüdische Presse mich durchrang, von ihr begeistert und totgeschwiegen wurde 20 Jahre, nun zu fallen, weil ich jüdisch angesteckt sei“ (24.10.1935 an Theodor Reismann-Grone; S. 367). Auch nach 1945 spielt die Frage nach Nutzung und Stellenwert des Westfälischen bei Winckler eine wichtige Rolle. Beispielsweise sei die Debat-

te genannt, die anlässlich der Vergabe des Annette von Droste-Hülshoff-Preises (1953) von den Jurymitgliedern geführt worden ist (Auszüge bei DELSEIT [1995] S. 457f.); in der Vorauswahl wurde festgehalten: „Seine Werke sind tief im Boden seiner münsterländisch-westfälischen Heimat verwurzelt und von großer Farbigkeit und Sprachkraft. Er ist weit über Westfalen hinaus als westfälischer Dichter bekannt.“ In seinem Nachwort zum hier wiederholt beanspruchten Briefband greift Walter Gödden die Frage des Westfälischen erneut auf und plädiert, im Anschluss an Clemens Heselhaus, für mehr Heterogenität und literarische Moderne im westfälischen Literaturschaffen; dabei bleibt freilich offen, was regionale Bezüge von Literatur, einschließlich der sprachlichen, zu leisten vermögen. Auch in Göddens Nachbereitung werden Themen- und Sprachwahl als Konsequenz einer Strategie gedeutet, die sich aus der „damaligen westfälischen Volkstumsideologie“ und dem damit verknüpften Publikumsgeschmack hergeleitet habe: „Mit seismographischem Gespür erkannte Winckler die Zeichen der Zeit, erkannte die Marktchancen, die sich ihm aufboten, und folgerichtig mutierte er vom ‚rheinischen‘ Autor zum westfälischen Volksschriftsteller. Allein als solcher ist er im Bewusstsein geblieben.“ (DELSEIT [1995] S. 565). Das ist gewollt übertrieben formuliert; ein Blick in die nach 1945 durchaus wirkungsvolle „Deutsche Literaturgeschichte“ Fritz MARTINIS (z. B. Neunte Auflage 1958, S. 522) demonstriert das Bemühen um ein Gesamt von Autor und Werk, wobei die „westfälische Erdfestigkeit“ als Merkmal der besten Erzählungen hervorgehoben wird. Vielleicht gebietet eine werkorientierte Analyse, doch stärker zu differenzieren und Abfolge und Machart der Einzelwerke im Licht des zunehmenden Publikumserfolgs zu sehen.

3. Der tolle Bomberg. Westfälisches im westfälischen Schelmenroman

Dieses Werk ist heute zweifellos das bekannteste Buch von Josef Winckler und hat sich über viele Jahrzehnte hinweg zum „Longseller“ (AUCH [1991] S. 44) entwickelt, was sicher mit der Fülle positiver Rezensionen und dem wiederholten Transfer in andere Medien (Funk, Film) zusammenhängt. Bei dieser Erfolgsgeschichte des Autors sollten ihre Anfänge stärker beachtet werden. Die Deklaration „Schelmenroman“ transportiert sowohl Humorvolles als auch Gesellschaftskritik mit dem Mittel der Satire. Was Winckler fünf Jahre nach Ende des 1. Weltkrieges publizierte, war der Versuch einer Standortbestimmung, die sich vorrangig als Kontrast zum Vorfindlichen begreifen lässt und demzufolge als literarisierter Protest gegenüber der Nachkriegszeit. „Winckler hat freilich weder eine Satire auf den westfälischen Adel noch ein ‚witziges Kompendium monströser Schnurrpfeifereien‘ schreiben wollen. Sein Schelmenroman ist ein Buch des Protests: gegen den wirtschaftlichen Imperialismus der Gründerzeit, gegen die egalitäre Mediokrität der gerade aufblühenden Industriegesellschaft“ (*Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Bd. 17, S. 742). Inkarnation der Gesellschaftskritik ist Baron von Bomberg, von Albert Soergel als Gestalt mit „bedeutender Sinnbildlichkeit“ charakterisiert, „die viele Leser nicht ahnen können“ (AUCH [1991] S. 46). Um ihre gesellschaftlichen Entlarvungsaktionen erfolgreich durchzusetzen, bedurfte die Titelfigur einer umfangrei-

chen Kenntnis von situationsadäquaten Umgangs- und Sprachformen. Zu der dokumentierten Sprachkompetenz gehört auch das westfälische Platt, das Bomberg in verschiedenen Situationen gebraucht, beispielsweise in der Episode über den angeblichen Trichinenbefall eines gerade geschlachteten Schweins:

Darum auch warf ihn diese Aussicht, das ganze Schwein sei kaputt, innerlich so durcheinander, daß er die zweite Prise nahm, bevor die erste verdaut war, und sagte: Dann verkop ick dat Swin no Mönster –“

„Dort wird es sofort untersucht!“

Schweigen.

„Dann verkop ick ’t no Coesfeld –“

„Auch dort wird’s untersucht!“

„Ok in Hamm?“

„In jeder Stadt!“

„Wat is dor to maken?“

„Nichts!“

„Dörf denn kin Mensk dervön etten?“

„Nee –“

Schweigen.

Ol Weßlings Vader beroch das Schwein, strich mit der flachen Hand über den Schinken, hob zärtlich die Schnauze und sagte:

„Dann freet ick’t alleene!“

Der Baron sah, daß er hier nichts erreichen konnte, und klopfte dem Alten auf die Schulter:

„Vader – Ji bint de erste Kärl, der mi öwertrumpft hätt – et is’n lecker Biggen – nu gewt mi ok ’n Schnaps för ’t Swienpriesen –!“ (S. 133)

Oder bei dem Versuch, einem Veteranen eine Schilderung seiner Kriegserlebnisse zu entlocken:

Der Baron begann langsam den alten Pütt aufzuhaspeln.

„Du biß met Napoleon wirn –?“

„Jau –“

„Dat waß woll ’ne grote Tid?“

„Jau –“

„Dor sint woll hundertdusent Soldoten dot froyen?“

„Jau – dat woll –“

„Häß du Moskau brennen seihn?“

„Düftig –“

„Häß du nich ok dat Ehrenkrüz?“

„Hm –“

„Wiese mi dat äs – ick häww dat nümmer noch nich seihn –“

„Dat kann ick so chau nich finnen –“

„Häß du dat dann nich in ’t Glasschapp liggen of in ’n olt Gebetbok, bi den Brutkranz vön dine Frau of bi dat Testament –?“

„Nee –“

„Bekikß du di dat hohe Teeken nich äß met Andacht un Stolz –?“

„Icke nich –“

„Well denn?“
 „De Lährer kümp – de Landrot kümp – de Professor kümp ok –; äß de Könnig in
 Münster wör, moßd' ick dat Krüz up de Bos dragen un dicht vör em stohn –“
 „Ei – ei – häß du den Könnig denn ok vertellt von Napoleon un Rußland –?“
 „Jau –“
 „Wat dann?“
 „Nich mähr as di –“
 „Hm – obers nu segg äß – wo is denn dat Krüzken?“
 „Dat mott Moder erst üm't Hus söken un ok in 'n Gorn nohkiken –“
 „Worüm dann?“
 „De Kinner spellt dormit –“
 „Wat seggst du, Vater?“
 „All twintig Johr –“
 Da gab der Baron die Frage nach allem Heldentum auf [...]. (S. 189f.)

Der Gebrauch des Plattdeutschen dient nicht nur dazu, bestimmte Personen mit ihrer vertrauten Sprache ins Gespräch zu ziehen. Westfälisch war auch eine Möglichkeit der Simulation, so als es Bomberg darum zu tun war, einen Sektenanhänger zu veralbern und er deshalb die Rolle eines Bauern annahm:

„Prost – Hermes!“ Bomberg tat Bescheid.
 Der Theosoph spitzte die Ohren. Sollte das vielleicht ein Verwandter sein?
 „Wann föhrt de Zugg no Rheine –“, hörte er Bomberg laut zum Wirt sagen, „hew ick
 dann woll Anschluß no Dreierwalde?“
 Kein Zweifel – dieser Mann da war ein naher Blutsverwandter seines Meisters, ein
 Neffe, sein Enkel? – Und somit mischte er sich freudestrahlend drein:
 „Sind sie wirklich aus Dreierwalde –?“
 „Jawohl – Georg Hermes!“ sagte der Baron treuherzig.
 „Das ist ja herrlich –!“ sprang der andere auf: „Mensch, ich umarme Sie!“
 „Warum denn?“
 „Genau so hieß der große Begründer meiner philosophischen, dogmatischen Schule!
 Immer wollte ich schon mal hinfahren und nachforschen! Sie wissen doch, daß, wie sag
 ich gleich? – obwohl die Professoren des Trierer Seminars sich damals feige unterworfen
 haben, trotz aller Schikane der Hermesianismus siegreich weiterwirkt –? Leider ist auch
 unsere ‚Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie‘ eingegangen, aber –“
 „Min Onkel hadde, solange de Erzbischof von Köln lervte, vullste Freiheit –“
 „Oh! Rom hat sich schlecht benommen in dieser Sache! Die Professoren Braun und
 Achterfeld in Bonn wurden gleichfalls schmäählich suspendiert – ja, ich bin genau im
 Bilde!“
 „Min Ohm is storwen vör Gram –“, sagte Bomberg gedrückt. (S. 175)

Die, wenn auch deutlich abgesetzte, zweite Hauptperson Landois verfügt über vergleichbare sprachliche Fähigkeiten wie der Baron; das zeigt etwa die Episode mit der Köttersfrau:

Sie pochten endlich eine Köttersfrau hervor:
 „Nee, Här – Middag is längst vörbi!“
 „Häww ji nich 'n Kämpken Stippmiälke?“
 „Nee – de Koh is ok noch buten up'n Kamp –“

„'n Pannekoken –?“
 „Dat durt to lang –“
 „Häww ji denn nich 'n Schinken?“
 „Jau, Här – dat woll –“
 „Un 'ne guode Mettwuorst?“
 „Jau, Här – men –“ Die Frau drehte verlegen die Schürze.
 „Wat dann – ick betahl baar!“
 „Nee, Här – et is doch Friedag!“
 „Ach watt, dumm Tüg, wat geht mi dat an, ick sin jä en luthersken Pastor!“
 „Jau, wenn dat iß, dann friättet mienswiägen drup loß!“
 Und Landois ließ den Freitagsschinken trefflich sich munden. (S. 56)

Zugleich spricht Landois Platt in vertrauten Situationen auch dann, wenn von seinem Gesprächspartner nicht unbedingt derselbe Sprachgebrauch erwartet werden kann. Das gilt beispielsweise für das erste Treffen zwischen Bomberg und Landois:

„Hör – Landois – wir beiden Kerle müssen einen Liebesbund schließen zur Vereselung der Welt –“
 „L'âne doit! – der Esel muß“ erwiderte Landois lakonisch.
 Der Baron schlug ein: „Dafür kriegen Sie meine Leiche zum Präparieren!“
 „Ûn de Affstammung von de Apen to bewisen?“ lachte dieser.
 „Affe und Esel! Das gibt ein brillantes Gespann! Ich werde Sie schon mit-schleppen!“
 „Twingen lot ick mi nich – segg de Rüe –, dor soll he sick noch ne Flau kratzen, wo he nich bi kann und wochtede, bis he dran kann –“
 „Ja, jede Torheit voll ausreifen lassen, aber nicht, bis wir grau und weise sind – mein Praktikus!“
 „Jau, jau – wann iärst de Kopp aff iß, darin iß dat Achterveerdel nicht viel mähr wert!“
 „Ziehn Sie also rechts, ich links! Das ist redliche Teilung – auf halbpert die Welt zwischen uns!“
 „Well verliert – den krigg de Düwel –!“ schlug Landois die Lebenswette ein. (S. 46)

Neben dem auswählenden Plattdeutschgebrauch der beiden Hauptfiguren Bomberg und Landois begegnet im Roman eine Vielzahl von Figuren (Bauern, Handwerksleute, Knechte, Mägde), deren alltäglicher Sprachhaushalt ausschließlich durch Plattdeutsch gekennzeichnet ist. Dass der Autor Winckler im Zusammenwirken seiner Figuren der jeweiligen Sprache eine wichtige Rolle beimisst, lässt sich auch an anderen Sprachattitüden unschwer aufzeigen, etwa was die Schilderung der Schwiegermutter des Barons angeht. Der nachfolgende Ausschnitt demonstriert gleich mehrere Techniken der Idiolektwiedergabe, von der idiolektalen Graphie (Verwendung von *ai*, *ch*, *ß*) bis hin zur morphosyntaktischen Interferenz:

„Main Chott, main Chott – hairate ihn nich, Sophie –“, mahnte besorgt Mutter von Gutelager auf ihre Tochter ein – „Bo dumm bei nich, er hat nich umßonst so rote Büffelsohren in sein Wappen! Bald ßchon wird er nich mehr auf dich hören und seine eignen Wege ziehn! Er ist so'n bratschiger Kerl – wie kannst du nur auscherechnet in dießen Mann dich verlieben – dessen Vorfahren efanchelisch waren?“ (S. 30)

Wie die zahlreichen Rezensionen (teilweise bei AUCH [1986] dokumentiert) erhellen, wurde der westfälische Schelmenroman ein großer Erfolg. „Man denke, diese Zeit der Trübsal entlockt einem Dichter ein Werk, in dem echtes fröhliches Lachen gebannt ist in einer unvergeßlichen Gestalt. Es lebe der tolle Bomberg“ (Frankfurter Zeitung). „Ein prächtiger westfälischer Schelmenroman, von dem in wenigen Wochen bereits zwei Auflagen vergriffen sind“ (Der Tag, Berlin).

In seiner Rückschau konnte Winckler stolz auf die hohe Auflagenzahl und die repräsentative Qualität des Romans verweisen (Brief an Heinrich Lersch vom 13.7.1933; vgl. unter 3.). Die hochdeutsch geführte Episodenreihung, in die plattdeutsche Dialogszenen integriert waren, hatte sich als Erfolgsrezept erwiesen. Dabei war zwangsläufig zu erwarten, dass die anfangs vielleicht intendierte Zeitkritik von Auflage zu Auflage hinter den schnurrigen Episoden der Hauptfigur immer mehr verschwinden, andererseits die Episodentechnik des Erzählens ihre Fortsetzung finden würde.

4. Pumpernickel. Die Fortsetzung des episodenzugehörigen Erzählens unter Einschluss des Westfälischen

Dass zwischen dem Erfolgsroman „Der tolle Bomberg“ und dem Nachfolgewerk „Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland“ (1925) ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, wird schon aus der Einleitung „Gruß im Großen-Gott von Soest!“ deutlich. „Ich steh vor meiner Heimat wie vor einem neu entdeckten Wunder.“ Zu dessen Eigenarten gehört als „unser niedersächsisch saftiges Erbteil“ der Humor. Und offensichtlich war der „tolle Bomberg“ Auslöser für das umfangreiche Angebot an „Abenteuern und Ungeheuerlichkeiten, Späßen und Komödien“. „Wirte hinter der Theke her, Geistliche hinter dem Rücken ihrer Obern, Studenten und Bürgermeister – jeder kennt ein, just wie für Sie geschaffenes Thema.“ Winckler sah sich als Vermittler des „Volksgenius meines Heimatlandes“. Dazu hatte bei aller lokalen (Hopsten) und autobiographischen Konzentration das Reihungsprinzip von Einzelbegebenheiten der zumeist humoristischen Provenienz Vorrang, da blieben dann auch der „tolle Bomberg“ („Wir waren jetzt so sehr aufs Erzählen versessen“, S. 76-80) und Professor Landois (S. 350-374) nicht draußen vor. Grundsätzlich ist das Buch die literarische Rekonstruktion der Hopster Kinder- und Jugendzeit des Verfassers; dabei sind primäres Erzählen und Erzählen des vor Ort Erzählten eng miteinander verbunden: „Wenn ich jetzt im Folgenden geschlossene Ereignisse schildere, die bis zu vielen Jahrzehnten zurückliegen, so spielten gerade sie doch mit wunderbaren Reflexen mächtig und abenteuerlich in meine ganze Kindheit hinein, verwachsen mit den geistigen Erlebnissen der erwachenden, erregten Knabenseele mehr und mehr und plötzlich war mir geschehen: ich hatte einen wirklichen, in mir vorgebauten Stoff gefunden!“ (S. 260). Als Folge dieses Kompositionsverhaltens lassen sich neben den durchziehenden autobiographischen Teilen thematisch isolierbare Buchsegmente abheben; zu letzteren gehören „Die schönsten Geschichten vom Pumpernickel“ (S. 16-22), Bischof Emmanuel von Ketteler (S. 158-188), „Die Tödden“ (S. 259-312) und „De olle Fritz“ (S. 424-471). Das letztgenannte

Themensegment ist in westfälischem Platt gehalten, vorgeblich das Resultat eines Besuchs beim Schneider Börnebrink („Ick will noch 'n bettken lustig vertellen ...“; S. 453). Am Ende dieser „schier unerschöpflichen Geschichten“ gibt Winckler ein metaliterarisches Resumee, das zugleich als Rechtfertigung seines Werkes fungiert. „[...] diese Geschichten waren mir über Nacht mehr geworden, mehr als alle die Erzählungen meines Vaters, als der ganze klassische Olymp mit seinen glatten Göttern und blutsfremden Abenteuern – hier spürte ich über die ‚Tödden‘ hinaus zum Gleichnis vollströmenden Atem meines Heimatvolkes, den Seelengeruch meines Erdteils! Unverfälscht auch von der Schule! In der Freiheit derbsten Humors, der unser niedersächsisch saftig Erbgut ist“ (S. 472).

Bei der Rekonstruktion des dörflichen Lebens kommt dem Plattdeutschen hinsichtlich der kommunikativen Reichweite durchaus ein gleichberechtigter Part neben dem Hochdeutschen zu. Das zeigen allein die zahlreichen Dialogpartien, in denen beide Sprachen nebeneinander verwendet werden, ohne als Barriere zu wirken.

Der Schneider Börnebrink saß nährend in der Hinterstube auf dem Tisch und ich schaute ihm zu:

„Börnebrink Vader – was steckst du immer in den Mund –?“

„En Prüm Tabak –“

„Warum tust du das –?“

„Datt ick better snidern kann – –!“

„Woher hast du das Prüm denn –?“

„Vön Oldenkott –!“

„Woher hat Oldenkott denn das Prüm –?“

„Vön den lieben Gott!“

„Vom lieben Gott –?“

„Jo – kickste – as Gott de Welt schaffen woll, dor kann he gar nich dormit vöran kommen, so vull he ok in de Hände spuckte! Dor nömmen Gott Vater, Gott Sohn und de hillige Geist ale drei Mann tosammen en Prümken, und dor is't glücklich!“

Wie habe ich unschuldig Menschlein da über die heilige Dreifaltigkeit gelacht vor Spaß. Und Börnebrink setzte noch ernster hinzu:

„Dorüm steht in de Bibel: ‚Im Anfang war das Prüm! Alles ist durch dasselbe gemacht worden und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht worden ist! Durch Oldenkott ist erschaffen das Sichtbare und Unsichtbare im Himmel und auf Erden!“ (S. 1)

„Er hat vielleicht einen Herzschlag bekommen?“ meinte Großvater.

„He lagg mit das Gesicht up de Erde –“ meldete sich Plaggemanns Anton – „woll 'n armen Tödden!“

„Vielleicht im Schlaf, als er hundemüde vom Tippeln sich hingeworfen – vielleicht vor Hunger, vor Schwindel taumelnd – schon angesichts des Dorfes“ – unterbrach Großvater – „hat der Tod ihn ereilt –?“

„He hadde in de Hand noch n' Appel –“ meldete sich wieder Plaggemanns Anton – „ick häw mi den genau bekecken, de Appel is is ut min'n Gorn – he häw den stolln, kann ok von'n Boom fallen wirn –“

„Hat er kein Stück Brot bei sich gehabt –?“ forschte Großvater weiter.

Man untersuchte seine Taschen, die fast alle inwendig zerrissen hingen, so daß er selbst nicht mehr imstande war, nur etwas mitzunehmen. Aber in der linken Westentasche stak ein goldener Uherschlüssel. Das gab Verwunderung und Vermutungen: ob er einst eine goldene Uhr besessen oder ihn nur gefunden hätte –

„Vielleicht von seiner ersten Kommunion her –?“ fragte ich mit heller Stimme im Kreis. (S. 37)

Die Durchlässigkeit beider Sprachen in der Wahrnehmung Wincklers darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinsichtlich der Gebrauchsfrequenz deutlich unterschieden wird. Plattdeutsch ist wie im „tollen Bomberg“ die alltägliche Sprache von Bauern, ihrer Knechte und Mägde, Köttern und Handwerkern, beispielsweise des Schneiders Börnebrink oder des Bäckers Praß.

„Wahrhaftig gingen Praß Pappas Augen langsam lesend von einer Zeile zu einer anderen, er folgte mit dem Finger im Buch, nickte einigemal und meinte zuletzt: „Ick kann ja woll de ganze Misse up Latin vön't Konfkteor bet Ite missa – – ick will ja nich tovell seggen, män düt Latin is kin Latin – –!“ Geringschätzig nahm er seine Brille ab und erklärte: „Mitten in den latinischen Satz steht hir up enmol Omnibus – –! Wat sall de Omnibus dorbi? Hadden de ollen Römer all 'n Postwagen?“

„Dat glöw ick nich –“ entgegnete Raß' Luks aus sener Ecke.

„Seggt den Kaplon, he soll doch erst lerwer dat ganze Lärbok enmol dörkiken – of dat stimmt? Et is so vull Swindel in de Welt! Anners mott de Bokbinder Kappel dat Geld wehr 'rutrücken – wenn he sick vön de Mönstersken häw anschmeren loten. De denkt woll in de Stadt, wi up'n Lande bint ale achter den Mond her – –?“ (S. 208)

Umgekehrt spielt in der Familie des Autors, mit einem deutlichen bildungsbürgerlichen Hintergrund, das Hochdeutsche die Hauptrolle, was aber durch die Generationen keinen Ausschluss des Plattdeutschen zur Folge hatte. Dies wird aber eher in Ausnahmesituationen verwendet, um Wirkung zu erzielen und ein bestimmtes Ziel zu erreichen. So spricht der Großvater Platt, als es darum ging, den ersten Einsatz einer Dreschmaschine („De Nyland lött ne' Döskmaschine kummen“) vor der Nachbarschaft zu rechtfertigen: „Ha, wi könnt ganz Hopsten in enen Dag döskən“ (S. 60), oder als ihm darum zu tun war, die Störung eines jüdischen Begräbnisses zu unterbinden: „Schemmt Ju, hier to stohn – Ji willt Christen wim?“ (S. 202). Auch der Titelheld und Ich-Erzähler wählt in einigen für ihn besonders einschlägigen Situationen das Plattdeutsche, beispielsweise als es darauf ankam, mit Hilfe anderer wieder nach Hause zu kommen.

„Der Gendarm sprang wortlos aufs Roß.

„Moder, böhrt mi doch ok wehr up – – ick bin ut Hopsten!“ stammelte ich zu der alten Frau – „ick bin ja bloß ut Pläser mit em!“

Schweigend hub die alte Frau mich empor: „Nett Pläser –!“ (S. 30)

Dass Winckler Sprache gezielt verwendet und dadurch explizit oder impliziert kommentiert, lässt sich an zahlreichen Segmenten des Buches aufzeigen. Hierher gehört der Abschnitt zur Sondersprache der Tödden („Die Gaunersprache bildete einen festen geheimen Ring um sie alle“; S. 268) ebenso wie die Sprachcharakteristik des preußischen Gendarms („Das jeht mich nichts an! [...] Dann werden Sie mit Jewalt ...“;

S. 28f.), mit der die weit verbreitete Abneigung gegen Preußen („Worüm bis du denn Schendarm? Worüm bis du denn de Henkersknecht? Dat bint ja ale bloß utgedeente prüssiske Unneroffiziers, de dat Menskenschinden gewönnt bint“; S. 29f.) bestätigt wird.

Folgt man der Selbstbestimmung des Autors und den zahlreichen Bestätigungen in der erklärten Rezeption seiner Werke, dann ist einleuchtend, dass die plattdeutschen Anteile fester Bestandteil eines literarischen Programms gewesen sind, das – nicht ungewöhnlich – in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg entwickelt und praktiziert worden ist.

5. Literatur

Hans Günther AUCH, „*Der tolle Bomberg*“ – Ein ‚Longseller‘ seit 70 Jahren, in: Wolfgang DELSEIT – Franz Rudolf MENNE (Hrsg.), *Josef Winckler 1881–1966. Leben und Werk. Arbeitsbuch zur Ausstellung* (Bücher der Nyland-Stiftung), Köln 1991, S. 44–56.

Wolfgang DELSEIT, *Josef Winckler. Briefwechsel 1912–1966. Eine Auswahl bearbeitet und kommentiert* (Gesammelte Werke, 6), Köln 1995.

Walter GÖDDEN, Nachwort, in: DELSEIT (1995) S. 564–569.

Kindlers Neues Literatur Lexikon, Studienausgabe, Bd. 17, München 1988.

Fritz MARTINI, *Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 9. Aufl. Stuttgart 1958.

Georg MICHEL, *Ästhetischer Sprachgebrauch und künstlerischer Sprachstil*, in: Wolfgang FLEISCHER (Hrsg.), *Das literarische Werk als Gegenstand linguistischer Forschung* (Linguistische Studien. Reihe A, 50), Berlin 1978, S. 40–70.

Niederdeutsch heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen. Bearbeiter: Claus SCHUPPENHAUER (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe Dokumentation, 4), Leer 1976.

Barbara SCHEUERMANN, *Zur Funktion des Niederdeutschen im Werk Uwe Johnsons* (Johnson-Studien, 2), Göttingen 1998.

Barbara SCHEUERMANN, „*Föe di dau ick dat.*“ *Der Beitrag des Niederdeutschen zu Figurengestaltung und Textaufbau in Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“*, Niederdeutsches Jahrbuch 123 (2000) 145–164.

Josef WINCKLER, *Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland*, Stuttgart 1925.

Josef WINCKLER, *Der tolle Bomberg. Ein westfälischer Schelmenroman*. Mit einem Nachwort und einer Bibliographie im Auftrag der Nyland-Stiftung hrsg. v. Hans Günther AUCH (Gesammelte Werke, 2), Emsdetten 1986.

